Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 2

Artikel: "Und leis die Flocken fallen"

Autor: Scherrer, Maria

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633617

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Und leis die Flocken fallen"

Stizze aus dem Leben, von Maria Scherrer

rau lag das Häufergewirr der kleinen Stadt im Abenddämmern. Leis fielen die Flocken und setzten den Gartenzäunen, Säulen und Postamenten der Vorstadtgärten weiße mollige Mühen auf. Am Fenster eines Hauses stand eine stille, schlichte Frau. Sie schaute in den tollen Flockenreigen und sann —

Schon seit acht Jahren war sie Witwe; zwei Buben nannte sie ihr eigen und noch hatte sie die Dreißig nicht überschritten. Der Jüngere der beiden Flachsköpse hatte seinen Bater nie getannt; er kam zur Welt acht Tage nach dem gräßlichen Eisenbahnungliich, bei welchem der Bater als Opser seines Beruses sein Leben sassen mußte. Sie haben ihn tot ins Haus gebracht. — Mit der Witwenpension und dem kargen Berdienst als Kunstgewerbserin brachte sie sich und die beiden Jungen durch. Es ging ihr soweit gut. Manchmal nur kroch das Gesühl der Einsamsein an sie heran, troß der beiden Buben, die ihr nun alses maren

Der Sonntag mit der feiertäglichen Stille, grau in grau der Wintertag und der stille monotone Fall der Flocken hatte die einsame Frau noch einsamer gemacht. Die Buben tollten sich in Schnee und Wind und sie wartete ungeduldig auf ihre Heinstehr mit ihrer herzerfrischenden Jugend und Fröhlichseit. Und sie wartete auf noch jemand. — An solch einsamen, freudlosen Sonntagen pflegte ab und zu ein Freund ihres verstorbenen Gatten nach ihr zu sehen. — Aber warum wartete sie auf ihn? Wenn ihr Herz sehnsüchtig neuem Glück entgegenträumte, sagte sie sich nicht selbst jedesmal ein energisches "Rein"? Wollte sie nicht selbst, daß es so blieb, wie es war? Sie und die beiden Jungen — das genügt! So hatte sie sich schon oft und oft gesagt.

Nun kamen die Buben in tollem Uebermut durch das Gartentor gerannt und ihnen folgte elastischen Schrittes ein schlank gewachsener Mann.— Grete Hübner ertappte sich, daß fie doch rasch in den Spiegel schaute bevor sie die Etagentür öffnete. Mit lautem Jubel wurde die Mutter von den übermütigen Jungen begrüßt. Die warme Herzlichkeitt ihrer Kinder entschädigte fie für die einsamen Stunden an diesem Nachmittag. — Etwas abseits schaute der Freund dem zärtlichen Empfang zu und bat, auf ein Stündchen bleiben zu dürfen. Und er blieb bis zum Abendbrot und noch länger. — Er tollte mit den Buben und als es gar zu laut wurde, brach er das Gefecht ab und schlug vor, auf dem Teppich zu ebener Erde ein Schloß zu bauen. Stein um Stein wurde aufeinander gefügt. Aber immer glitten die Blide zu der schönen, stillen Frau hinüber, die heute so versonnen und nachdenklich war. Gerade heute hätte der Freund fie gerne frohlich und lebensfroh gehabt. —

Das Schloß aus weiß- und rotlactierten Baufteinen blieb auf dem Bodenteppich stehen als die Buben schlafen gingen. —

Wiederum stand der Freund abseits als die Arme der beiden Buben sich um den Nacken der gesiebten Mutter schlangen und sie in kindlicher Zärtlichkeit den Gutenachtkuß auf ihre Wangen drückten. Grete Hübner entgingen die seltsamen Blicke des Freundes nicht und sie wußte sie zu deuten. —

Als sie von den Betten der Kinder zurück in das Wohnsimmer trat, saß der Freund in nachdenklicher Haltung unter der Stehlampe im Lesewinkel. Bei ihrem Eintreten schreckte er auf und erhob sich: "Nun muß ich wohl auch gehen, damit sie Ihre Ruhe haben?" Und er versuchte seinen Worten einen leichten Unterton von Scherz zu geben. — "Oder wollen wir noch eine Bartie Schach spielen?" "Damit Sie wie immer wieder Sieger bleiben", siel Frau Grete plöhlich ein, "ich plaudere lieber noch ein wenig, seht können Sie ohnehin nicht nach Hause. Sehen Sie, es schneit und schneit." Dann war es eine Weile still im kleinen behaglichen Raum. Eine Alabasteruhr auf der Kirschbaumkommode schlug die neunte Stunde des Abends. Der Freund zündete sich eine Zigarette an, blies zwei, drei Wösschen in die Luft und nahm die Hand der kleinen Frau, die ihm gegen-

über in der Sosaecke saß, in seine große, seste Männerhand: "Liebe Freundin, wie lange wollen Sie sich eigentlich mit dem Leben und den beiden wilden Jungen abplagen. Wollen Sie sich nicht endlich in meine Obhut geben? Wollen Sie nicht endlich all' Ihrer Sorgen enthoben sein und mir ein wenig von Ihrer großen Liebe und Ihrer schönen Kameradschaft geben? Wäre das nicht zu machen, liebe Frau Grete?"

Die junge, einsame Frau entzog dem Freunde die Hand nicht; fie schaute ihm tief und ganz ruhig in die Augen: "Ich habe auf diese Frage gewartet, lieber Freund, ohne eingebildet zu sein, und ich habe in einsamen Stunden oft und oft über meine Antwort nachgedacht, welche ich Ihnen geben würde, wenn Sie mich wirklich fragen werden. — Sie wissen, wie sehr ich Robert, meinen Gatten geliebt habe. Ich liebe heute meine beiden Buben nicht weniger. Sie schließen mein ganzes Leben, mein Schaffen und mein Hoffen ein. Sonst brauche ich nieman= den und nichts. So glaube ich heute wenigstens. D ja, man braucht Geld zum Leben, man braucht Menschen, um seine Arbeit an den ,Mann zu bringen' Herz und Gemüt verlangt nach Freundschaft, bei welcher man Rat und etwas fürsorgende Liebe holen kann; aber das Ganze und Restlose glaube ich heute nur für meine Kinder übrig zu haben. Ich glaube es wenigstens, daß ich mich zu dieser opferbereiten Liebe durchgerungen habe und für mich nichts mehr erwarte. Ich glaube, daß die andere Liebe in meinem Leben nur einmalig war. Ein Mann wie Sie, guter Freund, braucht aber mehr, und ich weiß, Sie murden auf die Dauer nicht mit den beiden Buben teilen wollen." Er schaute sie groß und innig an: "Sie werden wieder lieben Ier-nen. Sie sind noch zu jung. —" — Die Frau sprach nicht sofort, dann aber sagte sie schlicht und einfach: "Es wäre nicht ehrlich, wenn ich daran zweifeln wollte. Das kann niemand voraus sagen. Gewiß wäre das möglich", und sie schob die beiden gol= denen Ringe an ihrer schmalen Hand auf und ab im leisen Spiel, "aber es ist nicht gewiß, und ich kann es nicht ertragen, guter Freund, daß aerade Sie, der Sie mir so tapfer und uneigennützig zur Seite geftanden als mein Gatte so plötlich von uns ging und nun immer und immer wieder helfend und ratend zur Stelle maren, wenn ich nicht mehr ein und aus wußte, eine Hoffnung in sich tragen, die ich vielleicht nicht erfüllen kann. Ich glaube, das wird mein Lebensfreis sein: Meine Jungen und ich, ich und die Jungen. Bielleicht ift es Gunde, so mit fich und dem Leben einfach abzuschließen, sich einfach damit zufrieden zu geben wie es nun einmal schicksalsgemäß ift; aber ich weiß, daß Männer nicht gerne teilen, daß Sie die Frau, die sie lieben im= mer gang für sich haben wollen. Wohl erinnern Sie sich, wie unser erfter Bub zur Welt kam, wie mein Gatte darunter ge= litten, daß er mit dem kleinen Büblein teilen mußte? Das hat gelernt sein wollen und es ging nicht leicht. — Ich fürchte, es würde Sie noch schwerer ankommen, müßten Sie mit den Kindern Ihres verstorbenen Freundes teilen. — Ich kann Ihnen nichts weiter als meine gute, aufrichtige Freundschaft geben. Sie aber müssen sich eine junge Frau suchen, die Ihnen Ihre unbegrenzte, ungeteilte Liebe schenken kann -."

Fast leidenschaftlich rief nun der Freund in die Stille hinsein: "Ich liebe doch die beiden flotten Buben auch, Frau Grete!"
— Jest wurden die Züge der Frau sest und ernst: "Nein, lieber Freund, das ist nicht so wie Sie glauben. Sie lieben nicht die Buben, Sie lieben mich und die Buben, weil sie ein Teil von mir sind, und gerade darum muß es bei der alten Freundschaft wie bisher bleiben zwischen uns. Ist das so unmöglich und so schwer? — In der Ehe aber dürsen Sie sich nicht mit geteilter Liebe begnügen. Dafür ist der Breis Ihrer Freiheit zu hoch. — Lassen wir das Bild unverändert: Die beiden Buben und ich, ein Dreisslang, der in meinem Leben nun einmal führend ist und die Melodie meiner Lebenstage sein wird dis an ihr Ende. —

Wäre ich selbstsücktig, mutlos und ohne Freude am Leben, nicht fähig, die Buben zu erziehen und für sie zu sorgen, hätte ich mich samt ihnen in Ihre sorgende Obhut gegeben und hätte Ihnen restlos Bertrauen geschenkt. Aber ich gehöre nicht zu jenen Frauen, die um seden Preis den Mann zum Leben brauchen."

Der Freund schrieb in Gedanken Figuren mit der Spike seines Fußes auf den Bodenteppich und stieß dabei an das Märchenschloß, das er mit den Jungen auf dem Fußboden gebaut hatte. Die ganze Herrlichseit fiel in sich zusammen. Mit bitterm Lächeln sagte er wie zu sich selbst: "Da fällt das schöne Bauwerf und kollert bunt und wirr übereinander. Das kommt davon, wenn man Luftschlösser baut!" Er erhob sich und wandte sich zum Gehen. Frau Grete widersprach nicht, als er in gepreßtem Tone sagte: "Ich gehe nun in die Nacht binaus und will darüber nachdenken und mich bescheiden sernen wie Sie — — sehen Sie, wie die Flocken leise, seise sallen. Gibt es etwas, das so sanst zur Erde fällt und doch so viel Schwere in sich birgt —?"

Frau Grete wollte ihn begleiten und einen Gang an seiner Seite tun durch den tollen Flockenreigen, um ihm zu beweisen, wie gut sie ihm trot allem war. Er aber wehrte ab und sagte: "Nein, heute nicht, lassen Sie mich allein fertig werden, ich

brauche heute Abend nicht Sie, nachdem ich Ihre Liebe doch missen muß!"

So schritt er allein in die Winternacht hinaus. Die Schneeflocken fühlten seine heiße Stirn. Müden Schrittes ging er einem unbestimmten Ziel entgegen.

Sie stand am Fenster im dunklen Zimmer und schaute dem Freunde nach wie er im tollen Flockenwirbel langsam verschwand. Wohl wußte sie, was sie aufgegeben; es war auch ihr nicht leicht, denn oft genug entbehrte sie die starke Hand als Stüke.

Sie trat an die Betten der eingeschlafenen Buben. Strich sanft über die blonden Röpfe und sprach leise zu sich selbst: "Ihr beide und ich, das genügt —."

Draußen aber fielen die weißen Floden und deckten die graue, erstarrte Erde zu mit ihrem weichen Flaum, begruben damit vergebenes Wünschen, bedeckten manches Herzeleid, und wenn am kommenden Morgen die Wintersonne auf die weiße, glißernde Decke schien, dann tanzten die kristallenen Lichter all- überall, wo die weißen Floden ruhten, von ihrem tollen Reigen in der vergangenen Nacht . . .

Gibt es bewohnbare Sterne?

aß der Wond bewohnt sei, ist ein uralter Aberglaube, der sich in Sagen und Märchen bis heute erhalten hat; daß man aber vor hundert Jahren noch die Bewohnbarkeit des Mondes als Möglichkeit ernsthaft in Betracht zog, und daß man damals noch allerlei Borschläge machte, wie man mit den Wondbewohnern in Berbindung treten könnte, ist wohl wenig mehr bekannt. So riet beispielsweise noch der große deutsche Mathematifer Gauß, ein großes Gebiet auf der Erde nachts künstlich zu erleuchten, und zwar in der Form eines rechtwinkligen Oreiecks, über dessen Seiten Quadrate stünden. Wenn dann die Wondbewohner vernunftbegabte Wesen seinen, dann müßten sie daraus den Lehrsat des Bythagoras ableiten können und sofort bemerken, daß dieses irdische Leuchtzeichen ihnen gelten müsse. Sie würden dann zweisellos in ähnlicher Weise antworten.

Durch die großen Fernrohre der Gegenwart kann uns der Mond dis auf wenige hundert Kilometer nahegerückt werden. Städte und Dörfer, ja schon umfangreiche Gebäude müßten deutlich zu erkennen sein. Aber nichts derartiges zeigt sich, ebensowenig irgendwo eine Färbung oder Beränderung des Mondbodens, die auf eine Pflanzendecke schließen ließe. Der Mond ist eine Steins und Felswildnis von grauenhafter Oede und Todesstarre.

Reine Luft, fein Wasser, feine Wolken — nichts das auch nur den Schein einer sebendigen Bewegung vortäuschen könnte! Vom Monde wissen wir daher heute mit Sicherheit, daß er unbewohndar ift, unbewohndar wenigstens für Lebewesen nach menschlichen Begriffen, unbewohndar für Menschen, Tiere und Bslanzen. — Aber ist denn alles Leben an die uns bekannten irdischen Formen gebunden? Wer wollte der Unendlichseit des Alls und der Allmacht des Schöpfers Grenzen sehen? Was könnte ihn hindern, auch den Glutgasball der Sonne selbst, auf der eine Temperatur von 6000 herrscht, mit sebenden Wesen zu bevölkern? Aber es wären nicht Wesen wie wir sie aus unserer irdischen Ersahrung kennen; denn eine solche Temperatur dulden nicht einmal chemische Berbindungen.

Allem Lebendigen auf der Erde sind gewisse Schranken gesetzt. Es ist nun einmal alles Leben an bestimmte, genau umsgrenzte Temperaturen gebunden. Die Körper aller Lebes

wesen enthalten als einen ihrer wichtigsten Bauftoffe Eiweiß. Dieses verträgt höchstens Temperaturen von 750, sonst gerinnt es und zerftört damit den Organismus, den es aufbauen hilft. Freilich haben Batterien in gewiffen Fällen eine Erhitzung bis 3u 150 ° ausgehalten; trogdem wird man daran festhalten dür= fen, daß eine mittlere Temperatur von 100° die obere Grenze bildet, in der Organismen sich lebendig erhalten können. Als untere Grenze wird man 00 annehmen dürfen. Es ist zwar ge= lungen, verschiedene Tierarten auf weit tiefere Temperaturen abzukühlen, einfrieren zu lassen. Bei vorsichtigem Auftauen konn= te man Frosche von -280 Rälte wieder ins Leben gurudbringen; Versuche haben ergeben, daß Schnecken —1200 und Batterien —200 ° Kälte ertragen, ohne unbedingt der Zerftörung zu verfallen. Das Leben wurde durch diese hohen Kälte= grade zwar nicht vernichtet, befand sich aber in einem Zustand der Ruhe, in einer Erstarrung, die äußerlich mit der Todesstarre durchaus gleichgesett werden kann. Deshalb wird man bei Temperaturen, die ständig tief unter dem Nullpunkt liegen, kein Le= ben mehr finden. Man muß daher grundfählich feststellen, daß alles Leben auf der Erde durch die mittleren Temperaturen von 00 und 1000, dem Gefrier- und Siedepunkt des Baffers, oder dem Gerinnungspunkt des Eiweiß bei höchstens 750, abgegrenzt

Unsere Organismen brauchen aber nicht nur eine bestimmte Wärme als notwendige Voraussehung ihrer Eyistenz, sie brauchen auch Licht. Bei vollkommenem Lichtabschuß verkümmern sie sehr rasch, wenn man andrerseits auch sesstellen muß, daß in den Tiesen der Weltmeere, in die das Licht fast nur spurweise und kaum mehr wahrnehmbar hinabdringt, eine reiche und absondersiche Tiers und Pslanzenwelt existiert. Doch wissen wir über deren Lebensäußerungen recht wenig, und es ist immerhin als wahrscheinlich anzusehen, daß sie doch die Wöglichkeit haben, in höhere, lichtdurchstrahlte Grenzen aufzusteigen. Ganz ohne Licht sind zum mindesten pflanzliche Lebewesen nicht existenzsfähig.

Ferner bedürfen alle Organismen zu ihrem Aufbau und zu ihrer Erhaltung gewiffer Stoffe aus der anorganischen Natur. Fast alle irdischen Lebewesen brauchen Wasser in slüssiger Form. Weder auf dem Eis noch in der vollkommen wasserleeren